No. 22. 1905.



JUNG ISRAEL

Illustrierte Halbmonatsschrift
für die jüdische Jugend

XI. JAHRGANG VON

ISRAELITISCHER JUGENDFREUND



JUDISCHER VERLAG
G. m. b. H.

Berlin-Charlottenburg, Herderstr. 3—4.

Das nächste Heft erscheint am 15. Dezember.

„JUNG ISRAEL“

(XI. Jahrgang des „Israelitischen Jugendfreund“)
erscheint zweimal monatlich und kostet

1 Mark vierteljährlich

Bestellungen nimmt jeder Briefbote, jedes Postamt, jede Buchhandlung und der **„Jüdische Verlag“, Berlin-Charlottenburg, Herder**straße 3/4 entgegen.

Es empfiehlt sich, der Einfachheit wegen **für mehrere Quartale voraus zu bestellen.** Direkten Bestellungen bei der Expedition beliebe man den Bezugsbetrag beizufügen.

Die rückständigen Bezugsbeträge werden wir bei Zusendung des nächsten Heftes **durch Nachnahme** (zuzüglich 20 Pf. Porto) zu erheben uns erlauben. Wir bitten, die Sendung anzunehmen.

Postabonnenten wollen das Blatt recht bald bestellen, damit die Zusendung keine Unterbrechung erleide.



Inhalt:

Abbildungen:

EIN GANG DURCH DIE RUINEN JERUSALEMS.

Nach einer Hagada im Talmud Makkoth 23a.

Das Auge zuckt, es will die Schmach nicht schauen,
Es sucht umsonst der Fuss den sichern Steg,
Und rings umnachtet uns des Todes Grauen,
Als ging durch Leichenacker unser Weg.
Wo ist dein Prangen hin, wohin dein Prunken?
Gib Antwort, Zion! Ach, wie still und stumm!
Wie eine Tote bist du hingesunken,
Die Winde heulen rings um dich herum!

Zwei Freunde sind's, sie möchten ohne Ende
Die dumpfen Klagen senden himmelwärts:
Verzweifelt ringet Josua die Hände,
Zur Seite ihm Akiba, stumm vor Schmerz.
Hier war es, wo auch sie mit ihrem Volke
Sich mächtig aufgerafft zum letzten Kampf, —
Doch unabwendbar brach herein die Wolke,
Es war ein Ringen wie ein Todeskampf.

Und Alles griff in Hast zu Schild und Lanze,
Dem Feind entgegen ging's hinaus zur Schlacht, —
Da wurde, ach! im wilden Kriegestanze
Des Volkes Zierde jählings umgebracht.
Und als die Freunde sah'n die Stadt in Flammen, —
Verlassen hatte sie ihr alter Hort, —
Da rafften sie ihr letztes Gut zusammen,
Die Thora nahmen sie — und eilten fort.

Sie eilten fort, — doch blieb sie ihnen teuer,
Die heil'ge Stadt, sie sehnten sich zurück.
Die Trennung löschte nicht der Liebe Feuer,
An Zion hing ihr schmerzumflorter Blick.
Nicht bloss von ferne wollten sie's bejammern,
Nein, küssen wollten sie das heil'ge Land,
Und noch einmal mit Inbrunst sie umklammern,
Die wüste Scholle, wo der Tempel stand.

Sie nahen — doch die Stadt, die einst so prächtig
Wie eine Sonne strahlte weit hinaus,
Sie schaut jetzt düster drein und mitternächtig,
Ein grosses, fluchbeladnes Trümmerhaus!
Sie schweigen, — denn mit Gott ist nicht zu hadern —
Doch ach! die alten Augen werden nass,
Erstarrt vor Schmerz das Blut in ihren Adern,
Und die Gesichter werden leichenblass:

Der Schrecken wächst, schon wanken ihre Glieder,
Sie können taumeln nur, nicht gehen mehr,
Sie sinken matt auf einen Steinblock nieder
Und schauen dann noch einmal um sich her:
„Leb wohl, du heilger Boden, der uns teuer,
Ob auch der Feind dich uns genommen hat,
Lebt wohl, ihr halbverfallenen Gemäuer,
Leb wohl, du schwergeschlag'ne Gottesstadt!"

Und wie die Scheideklänge sanft verschweben,
Da schauen sie ein Trauerbild im Geist,
Ergraute Krieger stehn umher und beben,
Und weinend sie der Engel Schaar umkreist:
„Hier bist du süss, o Tod, nimm uns das Leben,
Erscheine, wir erwarten dich mit Mut!
Dann wird die Seele reiner sich erheben,
Wenn unser Staub in heilger Erde ruht."

Da liegen sie — wie leblos — unter Trümmern, —
Und finster wird's, die Nacht bricht schon herein.
Doch horch, was regt sich dort mit leisem Wimmern?
Schakale hausen hier beim Mondenschein! —
Wie wenn zwei Tote aus den Gräbern steigen,
So fahren plötzlich jetzt die Freunde auf —
Akiba lächelt nur und sieht's mit Schweigen,
Der Andre lässt der Klage freien Lauf:

„So ist denn Alles, Alles eingetroffen,
Mein armes Volk!“ so seufzte Josua.
„Weh dir! jetzt kann ich nichts mehr für dich hoffen,
Nun ich auch dieses Unglückszeichen sah.
Sieh nur, Akiba, ist denn ausgeblieben
Von allen Flüchen auch ein einz'ger Fluch?
So steht es ganz mit Feuerschrift geschrieben
In unserm alten heil'gen Gottesbuch!“

Akiba drauf: „Mein Mut ist nicht gebrochen!
Der Hoffnung Quelle, ist sie ganz versiegt?
Hielt Gott schon alles, was er uns versprochen? —
Das Unglück ist ein Schatten, der verfliegt.
Gott sprach zu uns: Ihr sollt in blut'gen Kriegen,
In Druck und Elend doch nicht untergeh'n —
Nein, eure Sieger werdet ihr besiegen
Und aus den Trümmern neu verjüngt ersteh'n!

Gott bleibt sich treu im Unglück wie im Glücke,
Einst sammelt er sein Volk, das jetzt zerstreut, —
Sein Zorn, er kommt und geht im Augenblicke,
Doch Liebe kennt nicht Raum noch Zeit!“ —
Und Josua vernimmt des Weisen Mahnung,
Und ruft bekehrt: „Ja, Gott verlässt uns nicht,
Mir sagt's, Akiba, eine innre Ahnung,
Schon weicht die dunkle Nacht, ich sehe Licht!“

Ein großmütiger Geiziger.

Einmal gingen einige mildtätige Männer auf dem Lande und in den Städten umher, um Geld zu sammeln, das zur Unterstützung armer Schüler verwendet werden sollte. Sie kamen auf dem Lande in das Haus eines Mannes, namens Barbutin. Auf der Schwelle des Hauses hörten sie, wie drinnen der Sohn mit dem Vater folgendes Gespräch hatte: „Mein Vater, was bestimmst du heute für unser Mittagessen? Die Früchte, die das Maaß eine Mana kostet, oder diejenigen, von denen zwei Maaß eine Mana kosten?" Und der Vater antwortete: „Laß die zubereiten, von denen zwei Maaß eine Mana kosten; sie sind sehr wohlfeil, und das Mittagessen wird uns weniger kosten."

Jene mildtätigen Männer, die auf der Schwelle standen, hörten dieses ganze Zwiegespräch, und zweifelhaft, ob sie hineingehen sollten, sagten sie endlich: „Was ist von diesem Geizhalse zu hoffen, der ein so elendes Leben führt und so grausam gegen sich selbst ist? Wie können wir hoffen, daß er mildtätig gegen andere sei? Setzen wir unsern Gang fort. Wenn uns dann noch Zeit bleiben wird, werden wir zurückkommen, die Probe zu machen."

In der Tat entfernten sie sich und kehrten erst nach einigen Tagen zurück. Kaum waren sie erschienen, so wurden sie liebevoll aufgenommen.

Ermutigt durch diese gütige Aufnahme, setzten sie frei ihre Bitte auseinander; und der Herr antwortete sogleich: „Geht zu meiner Frau; sie verteilt unsre wenigen Almosen; sagt ihr in meinem Namen, daß sie euch ein Maaß voll Dinarim gebe."

Jene guten Männer sahen sich verwundert an, wie wenn sie ihren Ohren nicht glaubten, da sie jenem eine so außerordentliche Großmut nicht zugetraut hatten. Sie begaben sich sofort zur Frau, der sie die Worte des Gemahls berichteten. Die Frau sagte, ohne eine Ueberraschung zu zeigen: „Will er, daß das Maaß gehäuft oder gestrichen voll sei? Wiederholt mir genau die Worte meines Gemahls."

Die Männer antworteten, daß der Gemahl nur von einem

BORIS SCHATZ: EINE JÜDISCHE MUTTER.

Maaße gesprochen und sich nicht weiter erklärt habe. Die Frau versetzte nun, daß sie in diesem Zweifel lieber das Maaß gehäuft geben, und wenn dieses nicht die Absicht des Gemahls wäre, selbst das Mehr zulegen wolle.

Die Männer kehrten, jubelnd über das große ungehoffte Almosen, zu dem Herrn zurück, um ihm zu danken und gaben ihm auch von dem Zweifel und der Großmut der Frau Kenntnis. Der Gemahl antwortete: „Bei meiner Treue, sie hat meine Worte richtig gedeutet. Meine Absicht war, so viel zu geben. Aber mit Erlaubnis, warum habt ihr so lange gezögert, zu mir zu kommen?"

Die guten Männer erröteten, zauderten ein wenig, dann gestanden sie ihm offen, daß sie zufällig jenes Gespräch gehört und nicht gehofft hätten, in ihm, der ein so karges und elendes Leben führe, Großmut zu finden.

Der Wohltäter hörte alles, ohne weder Ungeduld noch Unwillen zu zeigen, dann sprach er: „Für mich kann ich nach meinem Belieben tun und sparsam leben, wie ich will; für meinen Nebenmenschen kann und darf ich es nicht."



Achtet die Armen!

„Habet Achtung vor den Armen, von ihnen geht die Lehre Gottes aus!" so sagen unsere Weisen im Talmud. „Die Reichen werden leicht stolz und hochmütig, wenn sich zu ihrem Reichtum noch das Wissen gesellt; aber die Armen erhalten durch die Lehre die wahre Demut und Bescheidenheit."

Wie unsere Weisen diese Wahrheit nicht nur zu lehren, sondern auch selbst zu üben verstanden, davon gibt ihr Leben und Wirken das beste Zeugnis. Die größten und würdigsten unter ihnen waren sehr arm, hatten viel mit der Not zu kämpfen und brachten es dennoch in ihrer geistigen Beschäftigung so weit, daß sie als Vorbild nicht nur für ihr Geschlecht, sondern für alle Zeiten dienen können. Das drückende Joch der Armut war nicht imstande, sie zu entmutigen und ihrem Geiste die Schärfe, Frische und Lebendigkeit im Forschen zu nehmen; — nein! die Armut verdoppelte ihre Kräfte, vergrößerte ihren Fleiß, und so kam es, daß sie im Studium des Gesetzes, in

der Beschäftigung mit dem Göttlichen und Heiligen ihre Armut vergaßen.

So wird uns von Hillel I. erzählt, daß er täglich gearbeitet und nur vom Tagelohn gelebt habe; die eine Hälfte seines Verdienstes verwendete er zum Ankauf der notwendigsten Lebensmittel, und die andere Hälfte gab er dem Pförtner des Lehrhauses.

Rabbi Gamliel, heißt es an einer anderen Stelle des Talmuds, war überrascht, als er bei einem Besuche des Rabbi Josua die Armut sah, in der dieser große Mann lebte; er konnte sich nicht genug darüber wundern, wie man trotz solch' drückender Lage dennoch diese Schätze an Gelehrsamkeit besitzen könne.

Rabbi Jochanan ben Gudgeda und Rabbi Simon ben Abba besaßen, so wird erzählt, eine so ungewöhnlich große Gelehrsamkeit, daß sie damit — wie der Talmud sich bildlich ausdrückt — das Meer ausmessen konnten, und dennoch waren sie so arm, daß es ihnen an trockenem Brote, sowie an Kleidung mangelte.

Rabbi Uschija und Rabbi Hananja, die sich als Schuhmacher ernährten, wurden „die Heiligen des Landes" genannt.

Die Gelehrsamkeit und die Frömmigkeit des Rabbi Chanina ben Dossa waren so groß, daß es allgemein von ihm hieß: Die ganze Welt wird wegen seiner Frömmigkeit gespeist; — und dabei war Rabbi Chanina sehr arm, häufig hatte er nichts, womit er seinen Hunger stillen konnte. Seine Armut hielt ihn jedoch nicht von der Ausübung seiner frommen Gesinnung ab; eines Tages, als er viele Leute seiner Stadt Geschenke nach Jerusalem tragen sah und er vergeblich in seiner leeren Hütte nach irgend einem Gegenstande von Wert gesucht hatte, nahm er einen Stein, behaute ihn zierlich, glättete ihn und ließ ihn als seine Gabe nach dem Tempel in Zion bringen.

Noch gar manche ähnliche Beispiele ließen sich aus der Geschichte unseres Volkes anführen, doch die vorstehenden mögen genügen, um Euch, meine lieben jungen Freunde, zu veranlassen, dem Armen mit Achtung zu begegnen; sie mögen Euch aber auch lehren, nicht in dem Erwerb von Geld und Gut, sondern in der Befolgung des Gottesgesetzes und in der Aneignung von Wissen Euren Menschenberuf zu erblicken. (Aus „Israel. Familienbl.")



Die Register der Wohltätigkeit.

Legende.

Ein religiöser und wohltätiger Mann war in seinem Geschäfte unglücklich gewesen und hatte in kurzer Zeit sein ganzes Vermögen verloren, und um sich und die Familie zu unterhalten, mußte er im Tagelohne arbeiten. Müde und triefend von Schweiß stand er im Acker und pflügte, als ein Araber zu ihm trat und zu ihm sagte: „Freund, du bist bestimmt, sechs Jahre im Ueberfluß zu leben; wähle du, in welcher Epoche deines Lebens du vorziehst, diese sechs Jahre zu genießen, ob jetzt, oder später?"

„Bist du ein Zauberer?" antwortete ihm der fromme Mann. „Gehe deines Weges; denn bei mir kannst du nichts verdienen." Und er setzte seine Arbeit fort.

Kurz darauf kehrt der Araber zurück und macht ihm den nämlichen Vorschlag, und wird eben so wieder abgewiesen. Er kommt wieder, sodaß der andere, müde und vielleicht auch ein wenig überzeugt durch die Beharrlichkeit des Unbekannten, antwortete: „Nun gut! Ich gehe, mich mit meiner Frau zu beraten, und ich werde dir alsbald ihren Rat mitteilen."

Er läuft nach Hause und erzählt der Frau das Vorgefallene und die unglaubliche Zudringlichkeit des Arabers und schließt: „Angenommen, daß er die Wahrheit rede; für wann wollen wir die sechs Jahre Ueberfluß wählen? Gleich, oder in unserm Alter?"

„Gleich! Gleich!" ruft die Frau; und der Mann eilt zum Araber und gibt ihm diese Antwort. „Gleich? sagt der Araber; es sei so. Gehe nach Hause, und du wirst mein Versprechen schon erfüllt finden."

Unterdessen sehen ihre Söhne, indem sie Schutt aufwühlen, Gold glänzen; sie graben tiefer und finden anderes Gold und sammeln einen Schatz. Sie erheben ein Jubelgeschrei; die Mutter kommt herbeigelaufen und ist außer sich vor Freude. Und alle stürzen dem

Vater entgegen, der schon in der Nähe des Hauses war, und teilen ihm die frohe Nachricht mit.

Die gute Frau aber ließ sich von den Reichtümern nicht den Sinn verrücken, sondern dachte alsbald, guten Gebrauch davon zu machen.

„Wir haben, sagte sie, sechs Jahre des Genusses; machen wir, daß auch die Armen davon genießen."

Und es verging kein Tag, wo sie nicht viel Almosen spendete und gute Werke übte, und sie befahl ihrem jüngsten Söhnchen, über alles das, was in Wohltätigkeit gespendet wurde, genaues Register zu führen.

Nach den sechs Jahren erscheint von neuem der Araber, der kein anderer war, als der Prophet Elia, und sagt: „Mein Freund! Die sechs Jahre sind vorüber; gib mir meine Reichtümer zurück."

„Es ist gerecht, antwortete der andere; aber gib acht! Ich habe auf den Rat meiner Frau angenommen und kann ohne ihren Rat nicht zurück erstatten."

Beide gehen in das Haus zur Frau, die, ohne im geringsten zu zögern, dem Araber die Register ihrer Wohltätigkeit zeigt und sagt: „Unser Freund! Wenn du glaubst, daß dein Schatz besser andern anvertraut werde, nimm ihn nur zurück; aber wenn dir scheint, daß wir gute Verwalter gewesen, laß ihn noch."

Und der Prophet nahm den Schatz nicht mehr zurück.



Die Wunder des Lichts.

Ein Chanuka-Waldmärchen von Jacob Levy.

An einer Landstraße, die sich durch einen großen Wald zog, lag, stundenweit vom nächsten Dorfe entfernt, ein stattliches Gasthaus. Dessen Besitzer, Ruben Müller, war ein braver und vermögender Mann. Er hatte auch einen Getreidehandel, der ihn tagsüber von Hause entfernt hielt, die Wirtschaft besorgte seine fleißige Frau, die von den beiden ältesten Kindern schon tüchtig unterstützt wurde. Und Müllers hatten sieben Kinder, das älteste, die Rebekka, war vierzehn Jahre alt, der Joseph zwölf, und die andern, die Kleinen, konnten noch nicht arbeiten. Die Kinderchen hätten aber auch keine Zeit dazu gehabt, es war im Wald zu schön. Allerdings mußten drei von ihnen die Schule besuchen und hatten eine gute Stunde Wegs nach Korndorf. Wenn aber die Schulaufgaben gemacht waren, dann ging's in's Freie. Im Sommer spielten sie unter Lachen und Jubeln auf dem moosigen Boden unter den grünen Bäumen, horchten dem Gesang der Vögel und freuten sich über die flinken Eichhörnchen. Sie wußten, wo die schönsten Erdbeeren und Haselnüsse wuchsen; im Herbst pflückten sie im Garten das herrliche Obst von den Bäumen und fuhren mit dem Wagen auf die Felder, wenn die köstliche Gottesgabe, das Korn, eingebracht wurde.

Und im Winter war's fast noch schöner.

Wenn die Bäume im Winterschmuck weiß da standen, in der Sonne in tausenden Farben funkelten, dann machten sie Schneemänner und liefen Schlittschuh. Dann kamen sie mit roten Bäckchen und kalten Fingern nach Hause und am warmen Ofen schmeckten ihnen die gebrateten Aepfel vorzüglich.

So verging die Zeit in Lernen und Spielen, und es war ein lustiges Leben im Hause, die Kinder lärmten und waren wild. Sie machten sogar bisweilen dumme Streiche, so daß der Rohrstock Ordnung schaffen mußte.

Rebekka war jetzt achtzehn Jahre alt und ein großes Mädchen, das der Mutter tüchtig zur Hand ging. In Haus und Hof, in Küche



BORIS SCHATZ: GROSSMUTTER UND ENKEL.

und Keller war sie unermüdlich tätig und fand immer noch Zeit, die jüngeren Geschwister zu beaufsichtigen. Der sechszehnjährige Joseph half seinem Vater im Geschäft.

Der Bruder des Herrn Müller, der in Korndorf wohnte, hatte einen bösen Gichtanfall und konnte das Zimmer nicht verlassen. Joseph war schon seit Anfang des Winters bei ihm, um in seinem Spezerei- und Ellenwarengeschäft zu helfen und verlor die gute Laune nicht, obgleich der mürrische Onkel viel mit ihm brummelte. Aber mit den immer kürzer werdenden Tagen stellte sich bei Joseph Heimweh ein, denn es nahte die schöne Chanukazeit, die so herrlich in ihrem einsamen Haus verlebt wurde.

Er sagte eines Tages: „Onkel, auf Chanuka kann ich doch nach Hause gehn?"

„Au", schrie der Onkel und griff sich ans kranke Bein: „Ich kann Dich doch nicht entbehren, Du wirst bei uns anzünden." Die Tante zog ihn aus dem Zimmer und streichelte seine Locken. „Mein Kind, sei brav, der Onkel kann sich ja nicht helfen, ich schenke Dir auch was Schönes."

„Liebe Tante, das ist nicht nötig, aber ich wäre so gerne bei meinen Eltern und Geschwistern," und Tränen traten in seine Augen.

„Nun, wenn Du so großes Heimweh hast, müssen wir Dir ein paar Tage Urlaub geben. Aber vielleicht besinnst Du Dich noch, es sind ja noch drei Wochen bis Chanuka." —

Die Vorbereitungen für Chanuka fingen in der Familie Müller schon lange vor dem Feste an. Der Vater erzählte die Heldentaten der Makkabäer und erklärte alles dem kleinen Fritzchen, das voriges Jehr noch von Alterswegen zu dumm war.

Es war ihnen nun allen nicht recht, daß Joseph an dem Feste nicht zu Hause sein sollte. Der war so lustig, konnte so schön singen, kurz, sie entbehrten ihn alle.

Der Vater tröstete die Kinder: „Er ist beim kranken Onkel, dem er helfen muß, er kommt aber bald wieder." —

Es war richtiges Winterwetter. Der Wald in tiefen Schnee gebettet, die Landstraße glitzerte im Sonnenschein, daß das geblendete Auge sich wegwenden mußte. Ein harter, klingender Frost, der Schnee knirschte unter den Füßen.

Jetzt litten die Tiere im Walde bittere Not.

Die Kinder hatten Mitleid mit den armen Geschöpfen. Sie

machten einen Platz vor dem Hause schneefrei und streuten Körner und Brotstückchen darauf. Die Vöglein kamen scharenweise an den gedeckten Tisch und die Kinder, die durch die Scheiben zuschauten, hatten ihre Freude daran.

Auf eine Lichtung hoch im Walde legten sie jeden Tag Bündel duftendes Heu, das von den Hirschen und Rehen rein aufgezehrt wurde. Sogar das kleine Fritzchen trippelte immer mit und wollte helfen.

An einem besonders kalten Tag zogen sie den hochbeladenen Schlitten auf dem schmalen Pfad, der aber bald so eng und steil wurde, daß sie mit dem Schlitten nicht weiter konnten. Sie nahmen nun die Bündel Heu und trugen sie auf die Waldblöße, lachend und sich unterwegs neckend.

Als das Futter an Ort und Stelle und ausgebreitet war, spielten die Kinder und warfen sich mit Schneeballen. In ihrem Eifer achteten sie nicht auf die zunehmende Dunkelheit, plötzlich war es Nacht. Da fingen die beiden kleinsten Kinder an zu weinen und klammerten sich an die größeren Geschwister. Die trösteten sie und sagten: „Wir gehen jetzt herunter, dann sind wir rasch zu Hause.“

Mit den Kleinen konnten sie aber im Schnee nicht laufen, es ging auf dem dunkeln Pfad langsam.

In dem abendlichen Wald war es still, auf einmal klang aus der Ferne das Heulen eines Wolfes. Die armen Kinder erschraken gewaltig. Die Großen fingen laut an zu beten und zogen ihre Geschwisterchen rasch voran. Das Heulen ertönte näher, die Kinder glaubten zwischen den Stämmen ein Tier sich bewegen zu sehen. Sie schrien verzweiflungsvoll, in dem einsamen Walde aber nahte keine Hilfe.

Das Raubtier kam dem Pfad bis auf wenige Schritte nah, die Kinder sahen mit Grauen seine glühenden Augen und den offenen Rachen — da entstand ihnen Rettung auf besondere Weise. An dem Weg lag Gestrüpp, von dem Wind und der Schneelast geknickte Aeste, das seit Jahren nicht entfernt worden war.. Das vermoderte Holz fing plötzlich an zu leuchten; soweit es lag, schimmerte es in blauem Lichte. Der Wolf wagte nicht, darüber zu springen. Er trat langsam in den Wald zurück, die Kinder eilten weiter und waren bald im sichern Heim. Atemlos stürmten sie ins Zimmer und erzählten den Eltern ihr Abenteuer. Der Vater sagte ernst: „Die Todesangst war die

gerechte Strafe dafür, daß ihr trotz unseres strengen Verbotes Euch bis zur Dämmerung im Walde aufgehalten habt. Gott belohnte aber eure Mildtätigkeit gegen die Tiere durch die wunderbare Rettung."

Das kleine Fritzchen aber fing nachträglich furchtbar an zu schreien, weil der Wolf es beinahe hätte beißen wollen. Die Kinder aber gelobten ihren Eltern, von jetzt an immer bei hellem Tag zurückzukehren und hielten auch Wort, keines von ihnen wollte nachts von den Raubtieren gefressen werden. —

Chanuka kam heran.

Die Kinder holten jubelnd die Menorah's aus dem Schrank. Jeder der Knaben hatte eine eigene, so daß eine stattliche Reihe von Lichtern zusammenkam.

In der damaligen Zeit waren die Menorahs meistens aus Kupfer, oft kunstvoll gearbeitet. Sie wurden mit Oel gespeist und das Füllen und Anzünden ging selten ohne Flecken ab. Joseph aber besaß eine uralte silberne Menorah, ein Geschenk seines Großvaters, dessen ältester Enkel er war. Sie hatte die Form einer Burg, auf den Zinnen waren acht Lämpchen und daneben stand ein Adler, der in einer Kralle ein größeres Lämpchen, den Schammes, hielt.

Das jüngste Knäblein, das von allen Kindern, am meisten aber von Joseph verzogen wurde, kam mit dieser Menorah herangetrollt. „Ich zünde für Joseph an, sein Licht muß auch bei uns sein." Seine Eltern lachten und ließen ihn gewähren.

Mit großer Feierlichkeit wurde am ersten Abend angezündet und mit dem Baß des Vaters und den hellen Stimmen der Kinder klang das Moaus zur Jeschuossi gar lieblich.

Die Kinder stellten die Lichter an's Fenster und sie färbten den Schnee vor dem Hause mit rosigem Schein.

Die Kleinen riefen freudig: „Vater, Mutter, seht einmal. Wie wird es, wenn immer ein Lichtlein mehr kommt!"

Durch die ungewohnte Helle geweckt, kamen die Vöglein und besahen mit schief gehaltenem Köpfchen die freundlichen Lichter.

Aber nicht nur die unschuldigen Vögel wurden durch das Licht angelockt.

Zu jener Zeit machten einige Räuber die Gegend unsicher. Die hatten nun beschlossen, das einsame Wirtshaus im Walde zu überfallen. Sie saßen in der räucherigen Stube bei ihrem Anführer zusammen und überlegten, wann der Angriff stattfinden sollte.

Der rothaarige Hiesel meinte: „Bei Tage können wir nichts ausrichten. Müller hat zahlreiche Knechte und er selbst ist mutig und stark. Da könnte es uns bös ergehen. Aber Abends nach Feierabend, wenn die Knechte nicht zu finden sind, wollen wir es wagen. Da gibt es reiche Beute."

Und so gingen die Räuber an jenem Tage bis in die Nähe des Gasthauses und warteten auf die Nacht, um die arglose Familie zu überfallen. Es wurde den Strolchen bitterkalt und sie mußten von einem Bein auf das andere hüpfen, um nicht zu erfrieren. Endlich ward es finster, das Zimmer erhellte sich und die Räuber schlichen näher.

Einer flüsterte lachend: „Sie haben Lichter an's Fenster gestellt, damit wir gut sehen können."

Aber je mehr sie sich näherten, desto heller wurden die Lichter. Wie die Räuber am Fenster standen, strahlten die kleinen Oellichtchen in blendendem, blutrotem Scheine, den entsetzten Männern schien es, als ob die ganze Stube mit lodernden Flammen angefüllt wäre, die hin und her wogten und mit feurigen Spitzen in die Höhe züngelten. Als ihnen nun vorkam, als ob eine Hand aus den Flammen hervor sich drohend gegen sie streckte, stürzten sie zurück und liefen voller Schrecken in Hast so weit, bis sie von dem Haus nichts mehr erblicken konnten. Atemlos, keuchend blieben sie stehen und gelobten, dem einsamen Gasthaus niemals etwas Böses zufügen zu wollen.

Die Familie Müller hatte von alledem nichts gemerkt. Alle saßen friedlich beisammen, freuten sich des Chanukafestes und wußten nicht, welche schreckliche Gefahr ihnen gedroht, noch auf welche wunderbare Weise Gott sie beschützt hatte. —

Joseph saß warm und geborgen bei seinen Verwandten in Korndorf und feierte dort Chanuka. Mit dem Eintritt des Frostes hatte sich der Zustand seines Onkels gebessert, so daß er im Zimmer herumhumpeln konnte. Der alte Mann wurde auch gut gelaunt und sagte: „Joseph, wenn die Besserung meines Beines anhält, kannst Du die letzten Tage nach Hause gehen."

„Das freut mich, Onkel, ich habe Verlangen nach dem kleinen Fritzchen."

Seine Verwandten lachten. „Da können sich ja Deine Eltern und anderen Geschwister geschmeichelt fühlen."

„Ja, es ist aber so. Ich freu mich auf alle, am meisten aber auf den kleinen Knirps."

Joseph hatte noch so viel zu tun, daß ihn sein Onkel erst den achten Tag beurlauben konnte. Der grillige Mann hatte ihm noch so vieles aufzutragen, daß er seine Arbeiten nicht vor Nachmittags beendigt hatte. Die Tante hatte ihren Mann ermahnt, den Jungen nicht so lange aufzuhalten, der aber brummte: „Das Stündchen macht er spielend ab. Es ist nicht mehr so kalt und der Weg ist gut."

Joseph, der sich vor Ungeduld kaum zu lassen wußte, nahm raschen Abschied und eilte fort.

Es war nur kein Stündchen, sondern anderthalb Stunden und Joseph schritt mit raschen, festen Schritten drauf los, um noch vor Anzünden zu Hause einzutreffen.

Es war nicht mehr so schneidend kalt, am Himmel zeigten sich einige Wolken.

Als Joseph ein Viertelstündchen von Korndorf in den Wald gelangte, den die Landstraße jetzt auf viele Meilen durchzog, stieß er einen unmutigen Ruf aus. Die Straße war mit fußhohem Schnee bedeckt, der durch das mildere Wetter seine Festigkeit verloren hatte und in dem die Schritte des Wanderes einsanken. Auf diese Weise konnte er nur langsam voran gelangen, und nur die Sehnsucht nach Hause verhinderte, daß er wieder umkehrte.

Der Himmel bewölkte sich immer mehr und mehr. Der einsame Wanderer sah sorgenvoll durch die kahlen Wipfel, wie sich die Wolken immer tiefer senkten und dichter zusammenzogen. Er beschleunigte nach Möglichkeit seine Schritte. Seiner Berechnung nach mußte er die Hälfte des Weges bereits zurückgelegt haben und gleich kommt der Fußpfad, der den riesigen Bogen der Landstraße abschneidet. Dann ist er rasch zu Hause.

Da fiel ein Schneeflöckchen. Noch eins. So weich wie Flaum senkte es sich auf Josephs Aermel und über das unschuldige, zarte Gebilde erstarrte er fast vor Schrecken. Er kennt den Winter seiner Heimat und wenn ihn hier ein Schneesturm packt, ist er verloren.

(Schluß folgt.)



RATSEL-ECKE

Kopf-Rätsel.

Bald schenk ich Frucht, bald Kühlung dir,
Bald wärm ich Dich mit B
Mit Sch kannst Du erblicken mich
Auf sturmgepeitschter See.
Mit R braucht mich ein jedes Ding,
Sei's groß, sei's noch so klein
Mit S schließ ich den größten Wald
Und 's kleinste Tüchlein ein.

Sinn-Rätsel.

Zwölf Aeste hat ein großer Baum
Und jeder Ast für dreißig Zweige Raum
Der Zweig für 24 Blätter wieder,
Die Blätter fallen rasch zur Erde nieder,
Wer jedes Blatt zu nützen weiß,
Der hat des klugen Mannes Preis.

Arithmogryph.

6	8	1	3	10	7		Fluß in Palästina
2	4	5					Richter in Israel
1	11	13	12				Stammmutter Davids
2	3	8	15				Land in Palästina
15	10	7	7	10			Himmelsspeise
5	16	2	17	2	4		Weib eines isreal. Königs
10	17	1	10	12	10	15	Stammvater

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Namen eines Propheten.

Quadrat-Rätsel.

1	2
3	4

1 und 2 des Jägers Beute,
3 und 4 für Zimmerleute,
1 und 4 zerstört die Früchte,
3 und 2 sitzt im Gesichte.

Preis-Aufgabe.

Liebe Kinder!

Manche von Euch haben den Rätsel-Onkel gebeten, doch einmal statt der Rätsel eine

Preis-Aufgabe

zu bringen. Dieser Wunsch soll heute erfüllt werden. Der Rätsel-Onkel lädt Euch ein zu folgendem Wettbewerb:

Ihr sollt einen Aufsatz schreiben über die Bedeutung des Chanuka-Festes.

„Was lehrt uns das Chanuka-Fest?“

lautet die Preis-Aufgabe.

Der Aufsatz muß von Euch selbst, liebe Kinder, verfaßt und geschrieben sein. Die drei besten Arbeiten werden mit Preisen ausgezeichnet und veröffentlicht.

Nun frisch an die Arbeit, zeigt, was Ihr könnt!



Auf dieses Preis-Ausschreiben, das in der letzten Nummer erfolgt, sind erst wenige Arbeiten eingelaufen. Da einige von Euch den Rätsel-Onkel baten, noch etwas Zeit zuzugeben, so wird der Termin für die Einsendung des Preis-Aufsatzes bis zum

13. Dezember

verlängert.

Euer Rätsel-Onkel.

Wegen Verschiebung des Termins für die Einsendungen der Preis-Aufgabe erscheint die nächste Nummer von „Jung Israel“ (Nr. 23) am

15. Dezember.

Die nächste Nummer wird auch wieder eine Kunstbeilage bringen.



Verantwortlicher Redakteur: Julius Becker, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Jüdischer Verlag Berlin-Charlottenburg, Herderstrasse 3/4.
Druck: Paul Raatz & Co., Berlin.